

„Zu Optimismus gibt es auch in den dramatischsten Situationen Anlass“

Adelbert Reif im Gespräch mit dem ukrainischen Romancier Andrej Kurkow

Für den Londoner „Guardian“ ist Andrej Kurkow „einer der interessantesten russischsprachigen Schriftsteller, die heute leben“ und die französische Literaturzeitschrift „Lire“ rechnet ihn sogar zu den fünfzig wichtigsten Schriftstellern der Welt, die die Literatur des 21. Jahrhunderts wesentlich mitbestimmen. Unbestritten gehört Kurkow zu den international prominentesten Autoren der Ukraine. Seine Bücher erscheinen in 26 Sprachen. Bisher hat er acht Romane sowie zahlreiche Erzählungen und mehrere Kinderbücher veröffentlicht. Auf Deutsch liegen inzwischen fünf Romane vor. Sein jüngster, auch politisch beziehungsreicher Roman „Die letzte Liebe des Präsidenten“ erschien in diesem Herbst.

Herr Kurkow, 2004 – im Jahr der Orangen Revolution – erschien in der Ukraine Ihr jüngster Roman „Die letzte Liebe des Präsidenten“. 2005 – ein Jahr nach der Orangen Revolution – liegt das Buch nun auch auf Deutsch vor. Wie würden Sie die Ereignisse charakterisieren, die sich innerhalb dieses Zeitraums in der Ukraine abgespielt haben?

Kurkow: Mein Roman kam in der Ukraine sieben oder acht Monate vor der Präsidentenwahl heraus. Und plötzlich geschahen viele kleine und große Dinge, die mir meine literarische Phantasie für den Roman eingegeben hatte, in der Realität: Etwa die Vergiftung des Präsidenten und seine schwere Hauterkrankung. Oder auch die Idee eines Politikers, im Rahmen einer speziellen kirchlichen Zeremonie den Patriotismus zu propagieren. Tatsächlich wurde eine solche Forderung vor wenigen Monaten von einem prominenten Politiker im ukrainischen Parlament erhoben.

Ich begann mit der Arbeit an diesem Roman vor über zwei Jahren. Schon damals erkannte ich, dass die politische Entwicklung in der Ukraine auf eine dramatische Zuspitzung hinaus lief. Ich bangte sehr um die friedliche Zukunft unseres Landes, zumal sich herausgestellt hatte, dass ich in der Vergangenheit die Lage oft zu optimistisch

eingeschätzt hatte. Meine Befürchtung war, dass die pro-russisch orientierten politischen Kräfte in der Ukraine wieder die Macht erringen könnten.

Mit einem Ereignis wie der Orangen Revolution haben Sie nicht gerechnet?

Kurkow: Nein. Eine solche Bewegung erwartete ich nicht, weil sich das ukrainische Volk, wenn man in die Geschichte zurückblickt, immer sehr passiv verhielt. Zwischen der Mentalität der Ukrainer und der Russen besteht ein großer Unterschied: Die Russen sind ausgesprochen anarchisch, haben keine Geduld und können sehr schnell sehr aggressiv werden, während die Ukrainer geradezu sträflich geduldig und politisch passiv sind. Für gewöhnlich kümmern sie sich nur um ihre persönlichen Angelegenheiten. Darin liegt vielleicht auch der Grund, dass die Ukraine die beiden zur Stalinzeit künstlich erzeugten Hungersnöte ganz ohne Proteste oder Revolten erduldet. Die Menschen starben schweigend. Die Bewohner von Kiew wussten nicht einmal, dass dreißig Kilometer entfernt eine militärische Absperrung installiert worden war, um die hungernden Landbewohner daran zu hindern, in die Stadt zu strömen.

Als es in der Ukraine zur Orangen Revolution kam, hatte sich mit ihr zwar nicht die Mentalität der Ukrainer in ihrer Gesamtheit geändert. Aber es war eine neue Generation auf den Plan getreten. Etwa siebenzig Prozent der Menschen, die im November und Dezember 2004 den Majdan Platz in Kiew „besetzten“, waren junge Leute, geboren in den achtziger Jahren. Sie hatten keine sowjetischen Partikel mehr in ihren Gedanken, sondern waren schon unter anderen politischen und gesellschaftlichen Bedingungen aufgewachsen und viel freier als es beispielsweise die Angehörigen meiner Generation sind.

Unterdessen wurden viele Hoffnungen, die damals auf dem Majdan Platz keimten, zerstört. Sind Sie enttäuscht?

Kurkow: Die Entwicklung des letzten Jahres bedeutete keine Enttäuschung für mich, weil ich von dem Team Wiktor Juschtschenko und Julija Tymoschenko in keiner Weise fasziniert war. Sie verstanden es, die tiefen Gefühle der Menschen, die nicht mehr in Kutschmas Ukraine leben wollten, in machtvollen Demonstrationen zum Ausdruck zu bringen. Aber ich betrachtete sie

nicht als ernsthafte Politiker. Was Juschtschenko betrifft, so hatte ich immer eine Menge Vorbehalte gegen ihn. Er schien mir als Politiker zu wechselhaft und schwach und eher für den Posten eines Bankiers oder Buchhalters geeignet. Wie so viele andere Ukrainer war ich vor allem daran interessiert, Wiktor Janukowitsch an der Macht zu hindern. Und das ist zum Glück gelungen. Die Ukrainer wissen heute, dass ihnen die Möglichkeit gegeben ist, die Regierung zu kontrollieren. Das Land ist nach der Orangen Revolution ein anderes geworden. Die Stimmung in der Bevölkerung hat sich positiv verändert. Und das ist wunderbar. Jetzt muss man Geduld haben. Auch positive Dinge können sich nur langsam entwickeln. Zu Optimismus ist meiner Überzeugung nach auch in den dramatischsten Situationen Anlass. Denn Hoffnung gibt es immer.

Nun kursieren neuerdings Analysen und Berichte, nach denen die Orange Revolution sehr nachhaltig von amerikanischen Organisationen, die auch schon zur Zeit des Kalten Krieges aktiv waren, unterstützt wurde. Dies steht im Gegensatz zu dem Glauben, dass es sich tatsächlich um eine Revolution der Jugend und der Intellektuellen gehandelt habe...

Kurkow: Man kann die Orange Revolution in der Ukraine durchaus auch als einen „Krieg“ zwischen Russland und den Vereinigten Staaten bewerten. Doch wenn bestimmte US-amerikanische Organisationen die Orange Revolution finanziell unterstützten, dann übertraf die finanzielle Unterstützung der pro-russischen Parteien durch Russland die amerikanische Unterstützung der Orangen Revolution bei weitem. Die Janukowitsch-Parteien in der Süd- und Ostukraine wurden in reichem Maße von Russland finanziert. Wir wissen heute, dass „Wähler“, die in drei, vier verschiedenen Orten ihre Stimme für die pro-russischen Parteien abgaben, es für Bezahlung taten. Hingegen gab es weder auf dem Majdan Platz in Kiew noch in Donezk Demonstrationen gegen die Orange Revolution.

Was in Kiew, in der West- und Zentralukraine geschah, war das Resultat einer ukrainischen Protestbewegung, die sich langsam entwickelt hatte. Um nach Kiew auf den Majdan Platz zu kommen, hatten die Menschen ihre Fahrkarten aus eigener Tasche bezahlt. Niemand hat sie ihnen geschenkt. Ich habe mit einigen meiner Kollegen drei Wochen lang in einer Buchhandlung im Stadtkern von Kiew Diskussionen organisiert. Wir sprachen mit Hunderten von

Leuten – keiner von ihnen hatte Dollars für seine Teilnahme an den Protesten bekommen. Was es gab, waren einige Projekte von internationalen Nichtregierungsorganisationen, die finanzielle Mittel beispielsweise von der Soros-Stiftung erhalten hatten, um digitale Video-Kameras zu kaufen, mit denen in verschiedenen Regionen des Landes das Geschehen bei der Stimmabgabe aufgezeichnet wurde. Dadurch konnte die Wahlfälschung aufgedeckt werden: Die Filme dienten später vor dem Hohen Gerichtshof als Beweismittel.

Sie heben die West- und Zentralukraine hervor. Gestaltet sich die Lage im Rest des Landes anders?

Kurkow: In der Süd- und Ostukraine ist die Situation eine völlig andere. Das hängt nicht nur mit den dort herrschenden spezifischen ökonomischen Problemen und der russisch geprägten Mentalität der Menschen zusammen, sondern vor allem mit dem hier noch besonders lebendigen Erbe aus der Sowjetzeit. Diese Regionen sind pro-russisch: Im Gebiet von Nikolayev oder in Dnjepropetrowsk, wo in sowjetischer Zeit ein großer Teil der Rüstungsindustrie angesiedelt war, leben Hunderttausende von Russen, die seinerzeit aus Zentralrussland zur Arbeit in den Rüstungsfabriken verpflichtet worden waren. Sie haben natürlich nur wenig Affinität zur Ukraine.

Hinzu kommt, dass viele Fälle bekannt wurden, wo nach der Unabhängigkeit der Ukraine von ukrainischen Nationalisten Druck auf die Bevölkerung der Süd- und Ostukraine ausgeübt wurde, nur noch Ukrainisch und nicht mehr Russisch zu sprechen. Das war eine fatale Idee. Denn es führte nur dazu, dass die Menschen in diesen Regionen mit verschärfter Ablehnung auf die ukrainische Kultur reagierten. Dazu gehört auch, dass bei ihnen alle Politiker, die Ukrainisch sprechen, kein Vertrauen genießen. Dieses Problem wird natürlich mit Vorliebe von pro-russisch orientierten Politikern angesprochen, um zu zeigen: Es gibt „zwei Ukraine“, die russischsprachige und die ukrainischsprachige.

Und wie sieht die Realität aus?

Kurkow: Letztlich gibt es keinen Konflikt zwischen russischsprechenden und ukrainischsprechenden Ukrainern. Niemand macht der russischsprechenden Bevölkerung das Leben schwer. Für Moskau ist es politisch jedoch ganz bequem zu sagen, die Ukraine brauche zwei Staatssprachen, Russisch und Ukrainisch,

ist ihm doch daran gelegen, Einfluss zumindest auf die Süd- und Ostukraine auszuüben. In Wirklichkeit herrscht heute in der Ukraine Sprachentoleranz, was sich allein schon darin zeigt, dass achtzig Prozent der ukrainischen Presse auf Russisch erscheint. Als russischsprachiger Autor bereise ich immer wieder die ganze Ukraine: In der Westukraine lese ich sowohl auf Ukrainisch wie auf Russisch und habe keine Probleme. Das heißt, de facto gibt es längst zwei offizielle Sprachen in der Ukraine.

Es gibt von Ihnen den wunderbaren Satz: „Schwarzer Humor ist das beste Stilmittel, um postsowjetische Länder überhaupt zu erklären.“ Nur: Wie lange kann ein so großes Land wie die Ukraine „postsowjetisch“ bleiben, ohne in reale „sowjetische Mentalitäten“ zurückzufallen? Wann wird – literarisch gesprochen – der Schwarze Humor zur Tragik?

Kurkow: Die Geschichte des Postsowjetismus neigt sich ihrem Ende zu. In etwa zehn Jahren, wenn die ältere sowjet-ukrainische Generation mehr oder weniger ausgestorben, zumindest aber gesellschaftlich nicht mehr von relevantem Gewicht sein wird, dann werden auch die nostalgischen Gefühle gegenüber der Sowjetzeit verschwunden sein. Es stellt sich jedoch ein anderes Problem, das ich nicht als postsowjetisch, sondern als postimperialistisch bezeichnen möchte.

Im russischen Imperium wurde die Ukraine immer „Klein-Russland“ genannt. Und in der Rückkehr dieses Begriffs scheint mir eine größere Gefahr zu liegen als in der Noch-Existenz gewisser sowjetischer Relikte. Denn wenn sich die Ukrainer von den „Groß-Russen“ als „Klein-Russen“ abgestempelt sehen, dann könnte es geschehen, dass sie keine besonderen Ambitionen an den Tag legen, etwas Großes aus der Ukraine zu machen. Zwar stößt man auf diesen Komplex in der West- und in der Zentralukraine kaum mehr. Doch in den südlichen und östlichen Regionen, wo die Bevölkerung Russisch spricht, fühlen sich die Menschen noch immer „klein“. Ihre Blicke sind mehr auf das „große Russland“, mehr auf Moskau gerichtet als auf Kiew. Sie möchten einem „großen Land“ angehören und nicht einem „kleinen Land“ wie der Ukraine. Darin liegt, psychologisch gesehen, eine große Gefahr.

Damit stellt sich die Frage: Was ist von den Ideen und Zielen der Orangen Revolution nach einem Jahr noch übriggeblieben?

Kurkow: Geblieben ist leider die Korruption, gegen die sich die Orange Revolution unter anderem auch richtete. Die Korruption zu bekämpfen, ist in der Tat sehr schwierig, weil sie von den Menschen geradezu verinnerlicht wurde. Viele verstehen nicht, dass sie beispielsweise den Ärzten kein Geld zuzustecken brauchen, um ordentlich behandelt zu werden. Aber bis die Ärzte ein ordentliches Gehalt bekommen, das ihnen auch pünktlich ausbezahlt wird, kann man von ihnen nicht erwarten, dass sie die Behandlung von Patienten gratis vornehmen. Und so gibt es unzählige Bereiche des täglichen Lebens, in denen diese Art von Korruption den augenblicklichen „Normalzustand“ darstellt.

In positiver Weise hat sich das politische und gesellschaftliche Verhalten der jüngeren Generation geändert. Auf meinen Lesereisen im Land kann ich immer wieder feststellen, mit welchem Elan die jungen Menschen politisch und organisatorisch im Geist der Orangen Revolution aktiv sind. In einigen Gebieten, die ich besuchte, haben sie buchstäblich die Macht übernommen, etwa in Dunajewzy, einer Stadt mit 18 000 Einwohnern, deren äußeres Bild den Eindruck eines „Klein-Kiew“ vermittelt. In ihr haben sich nicht nur viele neue Unternehmen etabliert, sondern die Verwaltung hat auch eine Art „grünen Tourismus“ entwickelt und bemüht sich um finanzielle Unterstützung zur Durchführung verschiedener Projekte. Solche Initiativen auf lokaler Ebene sind sehr wichtig. Denn man kann nicht erwarten, dass allein von Kiew aus ein „gutes Leben“ für die gesamte Ukraine geschaffen wird.

Wie schon in Ihren Romanen „Picknick auf dem Eis“ und „Petrowitsch“, so spielt auch in „Die letzte Liebe des Präsidenten“ das mafiose Treiben der kleinen und großen Oligarchen in der Ukraine eine nicht unwesentliche Rolle. Das ist gut für Ihre Romane. Aber was bedeutet es in der Realität für die ukrainische Gesellschaft?

Kurkow: Auch die mafiosen Strukturen in der Ukraine haben sich in der letzten Zeit verändert. Das Leben ist viel ruhiger geworden. Aus zahlreichen bekannten Mafiosi wurden normale Geschäftsleute. Natürlich gibt es über diesen Personenkreis Dossiers beim Geheimdienst und der Polizei. Da aber die gesamte ukrainische Gesellschaft in Korruption und mafiose Geschäfte verstrickt war – niemand konnte ein Oligarch allein aufgrund harter, ehrlicher Arbeit

werden –, werden diese Dossiers solange nicht benutzt, wie sich die einstigen Mafiosi den jetzt herrschenden gesellschaftlichen und geschäftlichen Gepflogenheiten anpassen. Zu Zeiten Kutschmas wurden die Dossiers dann benutzt, wenn sich Kutschma und seine Leute von einem Mafiosi hintergangen oder bedroht fühlten. Auch über Julija Tymoschenko existieren solche Dossiers: in Kiew und in Moskau.

Und wie schätzen Sie die Gefahr ein, dass die Menschen wieder in ihre frühere politische Passivität zurückfallen?

Kurkow: Theoretisch ist das durchaus möglich. Nämlich dann, wenn in einem Jahr oder nach den nächsten Parlamentswahlen keine grundlegenden politischen und wirtschaftlichen Veränderungen erkennbar werden, die der breiten Masse der Bevölkerung eine positiv wahrnehmbare gesellschaftliche Zukunftsperspektive eröffnen. Schon jetzt sind viele Angehörige meiner Generation und der noch älteren Generationen in ihr passives Verhalten zurückgefallen. Doch für die Jüngeren trifft das in keiner Weise zu.

Ich sehe eine andere Gefahr: Wenn die jungen Leute das Vertrauen in die Reformfähigkeit und damit in die Zukunft der Ukraine verlieren, dann werden sie einfach emigrieren – und das würde eine Tragödie für die Ukraine bedeuten. Denn es herrscht in fast allen Bereichen – in der Wirtschaft, im Bankwesen, in den Verwaltungen, in der Politik – ein großer Mangel an gut ausgebildeten Fachkräften. Wenn also die Besten der jungen Generation das Land verlassen sollten, steht der Ukraine keine gute Zukunft bevor. Dann geschieht etwas, was bereits der Österreich-Ungarischen Monarchie widerfuhr, der für die lokalen Verwaltungen ihres großen Imperiums nicht genügend Personal zur Verfügung stand, so dass sie sich gezwungen sah, Fachleute aus Galizien nach Serbien zu schicken. Was könnte in der Ukraine geschehen? Dass etwa Personal aus Moskau nach Kiew käme, um hier „Ordnung zu schaffen“?

Sie haben einmal geschrieben: „Ich glaube nicht an den ukrainischen Patriotismus, glaube nicht an die Große Russische Idee, glaube an viele andere Dinge und Vorstellungen nicht.“ Gibt es denn etwas, an das Sie glauben?

Kurkow: Ich glaube zum Beispiel daran, dass man alles ohne Gewalt erreichen kann, wenn man es nur ernsthaft will. Im Hinblick

auf mein Land, die Ukraine, bedeutet das, dass sie dem diplomatischen Vorgehen in allen Fragen der Entwicklung unserer Gesellschaft viel größere Aufmerksamkeit widmen muss, als das bisher geschah. Und ich glaube daran, dass die heutigen ukrainischen Schriftsteller in der Lage sind, das kulturelle Niveau unserer Politiker kritisch zu kontrollieren.

Seit etwa fünf Jahren tritt eine neue Generation von Schriftstellern in Erscheinung: Es sind rund zwanzig Autoren – dynamisch und ideenreich. Anfang der neunziger Jahre, das heißt unmittelbar nach der politischen Wende, war die alte Generation der sowjetisch-ukrainischen Schriftsteller sofort vergessen. Immerhin hatte der damalige Schriftstellerverband 1700 Mitglieder. Von ihnen schreibt heute kaum noch jemand. Die Ambitionen der neuen Schriftstellergeneration sind nicht zuletzt deshalb so groß, weil sie sich bewusst ist, dass mit ihr die neue ukrainische Literatur beginnt. Diesen ukrainischen Schriftstellern kommt im politischen Leben des Landes heute eine weit größere Bedeutung zu als ihren Büchern. Das konnte man gerade während der Orangen Revolution beobachten, als ihre Äußerungen und Offenen Briefe weiten öffentlichen Widerhall fanden.

Gilt das auch für die russischsprachigen Autoren?

Kurkow: Mit der russischen Literatur gibt es tatsächlich Probleme, weil viele in der Süd- und Ostukraine lebenden und auf Russisch schreibenden Schriftsteller ihre Bücher in Russland veröffentlichen. Sie haben keinerlei Affinität zur Ukraine und ihrer Kultur und so bleiben sie in der Ukraine völlig unbekannt. Und die wenigen russischsprachigen, aber in der Ukraine veröffentlichenden Schriftsteller legen weit weniger Eigeninitiative an den Tag als ihre auf Ukrainisch schreibenden Kollegen in der West- und Zentralukraine. Juri Andruchowytsh und ich werden in Kürze zwei Seminare für junge russischsprachige Dichter veranstalten, eines im Winter auf der Krim und ein weiteres, voraussichtlich im März 2006, in der Donezregion. Es haben sich in letzter Zeit sehr freundschaftliche Beziehungen zwischen ukrainischsprachigen und russischsprachigen jungen Dichtern entwickelt. Diese Kontakte wollen wir pflegen und ausbauen.

Was fast gänzlich übersehen wird, ist, dass in der Ukraine noch eine weitere Literatur existiert, nämlich die krimtatarische. Sie ist nahezu

unbekannt und weder in die russische noch in die ukrainische Sprache übersetzt. Die Krimtataren haben etwa achtzig Dichter und Schriftsteller verschiedener Generationen und obwohl sie auf dem ukrainischen Markt nicht präsent sind, gehören auch sie zu den ukrainischen Autoren. Die Ukraine ist ein multikulturelles Land.

Wenn wir nun einen Blick in die Zukunft werfen: Die Europäische Union hat bisher kein sehr großes Engagement gezeigt, die Ukraine „nach Europa“ zu holen. Wie empfinden Sie diese Zurückhaltung? Oder wie sollte sich die Europäische Union gegenüber der Ukraine verhalten?

Kurkow: Eindeutig ist, dass die Europäische Union kein besonderes Interesse an der Ukraine zeigt. Das kann man verstehen. Für die EU-Länder sind ökonomische Beziehungen weit wichtiger als politische. Freiheit und Demokratie sind gute und schöne Worte, aber in der politischen Praxis gelten nur allzu häufig andere Kriterien als vorrangig. Für die Vereinigten Staaten etwa ist es wichtig, die Ukraine und die Türkei zu unterstützen und zu versuchen, diese beiden Länder in die Europäische Union zu integrieren, weil ihre geographischen Positionen dies aus amerikanischer Sicht gebieten. Dabei handelt es sich natürlich um einen Teil des ewigen politischen Kampfes zwischen Amerika und Russland. In beiden Fällen steht die Ukraine immer in der Gefahr, die Rolle eines politischen Opfers zu spielen.

Die Ukraine ist weitgehend von Russland abhängig: Allein sechzig bis siebenzig Prozent der Energieindustrie befinden sich im Eigentum russischer Oligarchen und Gruppen. Schon dieses Abhängigkeitsverhältnis macht es der Ukraine unmöglich, sich von Russland zu lösen. Andererseits zeichnet sich die Politik Russlands gegenüber der Ukraine nicht gerade durch Klugheit und Besonnenheit aus. Statt sich als imperiale Macht zu gebärden, wäre es für Russland viel vernünftiger und vor allem einfacher, freundliche Beziehungen mit den ehemaligen sowjetischen Republiken einschließlich der Ukraine zu pflegen. Im Hinblick auf eine eventuelle Zukunft der Ukraine in der Europäischen Union bin ich nicht sehr optimistisch. Auch bin ich nicht sicher, ob für die Ukraine überhaupt eine Notwendigkeit besteht, der Europäischen Union anzugehören. Worum es geht, ist, eine Form zu finden, wo die Ukraine wirklich unabhängig bleibt und gleichzeitig gute politische und wirtschaftliche Beziehungen zu Europa und Russland unterhält.

Andrej Kurkow, geboren 1961 in Leningard (St. Petersburg), lebt seit seiner Kindheit in Kiew. Er studierte Sprachen (neben Englisch und Japanisch noch neun weitere Sprachen) und arbeitete später kurz als Herausgeber einer Ingenieurzeitschrift. Seinen Militärdienst leistete er als Gefängniswärter im Gefängnis von Odessa ab. Danach lernte er die Arbeit eines Kameramanns an den berühmten Dovshenko-Filmstudios und begann, Drehbücher zu schreiben. Seit 1996 lebt er als Schriftsteller und freier Mitarbeiter bei Radio und Fernsehen in Kiew und London. Nach seinen Drehbüchern entstanden siebzehn Filme. Neben seinen Romanen und zahlreichen Erzählungen hat er in der Ukraine auch vier Kinderbücher veröffentlicht.

Von seinen Romanen erschienen auf Deutsch (alle bei Diogenes in Zürich): „Picknick auf dem Eis“ (1999), „Petrowitsch“ (2000), „Ein Freund des Verblichenen“ (2001), „Pinguine frieren nicht“ (2003) und „Die letzte Liebe des Präsidenten“ (2005).

Kontakt: c/o Diogenes Verlag, Sprecherstraße 8, CH-8032 Zürich